

Die Fassung meiner Themas möge meine Leser nicht fürchten lassen, daß ich etwa beabsichtige, sie im Nachfolgenden mit den haarspaltenden Fragen der Lautphysiologie zu behelligen oder auch sie in die ergründeten oder unergründeten Tiefen der psychologischen Sprachbetrachtung hinabzuführen. Meine Absicht ist nur die, ein allgemeineres Interesse für zwei methodische Grundsätze der modernen Sprachwissenschaft zu erwecken, Grundsätze, welchen ihr Recht, geradezu als die obersten und wichtigsten leitenden Normen der Forschung zu gelten, erst in den letzten Jahren nach und nach unverkümmert zu Theil zu werden begonnen hat. Die zwei Grundsätze lauten:

Erstens: Der historische Lautwandel des formalen Sprachstoffes vollzieht sich innerhalb derselben zeitlichen und örtlichen Begrenztheit nach ausnahmslos wirkenden Gesetzen. Dies ist die physiologische Seite der sprachlichen Formenbildung und -umbildung.

Zweitens: Alle Unregelmäßigkeiten der Lautentwicklung sind nur scheinbar solche. Sie beruhen nämlich darauf, daß die Wirkungen der physiologischen Gesetze zahlreiche Durchkreuzungen und Aufhebungen erfahren von dem psychologischen Triebe, dessen Wirken darin besteht, daß Sprachformen, im Begriffe gesprochen zu werden, mittels der Ideenassociation mit ihnen nahe liegenden anderen Sprachformen in unbewußte Verbindung gebracht und von diesen letzteren formal beeinflusst und lautlich umgestaltet werden.

Ich wähle ein deutsches und ein griechisches Beispiel, um kurz das Verhältniß dieser beiden Grundsätze zu einander klar zu machen.

Germanisches *h*, vordem gutturaler Fricativlaut *ch*, wie es bekanntlich aus indogermanischem *k* durch die erste Lautverschiebung entstanden war, hat in unserer heutigen Sprache anlautend und inlautend vor nachfolgenden Vocalen ständig nur noch den Lautwerth des Spiritus asper. Aber im Auslaut der Wörter behauptet derselbe Laut noch heute seinen alten volleren Werth, so daß wir in Folge dessen hoch gegenüber hoher, höher, höhe, ferner schmach gegenüber schmähén, nach gegenüber nahe, näher durchaus lautgesetzlich normal sprechen. In Gemäßheit desselben Gesetzes muß denn auch aus althochdeutschem und mittelhochdeutschem *rûch* „hirsutus“ neuhochdeutsch *rauch* werden, da zugleich altes *û* in *au* übergeht. Diese lautgesetzlich zu fordernde Form des Adjectivs liegt bekanntlich noch in der Sprache Luthers, bei dem Esau „rauch von Fell“ genannt wird, alleinig vor; unsere jetzige Sprache wahrt ihren Gebrauch wenigstens noch in dem Compositum *rauchwaaren*. Wenn wir nun sonst heute *rauh* sagen, so darf diese Form keineswegs etwa so angesehen werden, als erleide hier einmal jenes Lautgesetz eine Ausnahme. Vielmehr ist unser *rauh* auf nichtphysiologischem, auf psychologischem Wege herbeigeführt, indem auf die sogenannte unflektirte Form, das alte *rauch*, bei wirkender Ideenassociation die derselben Sippe angehörigen Formen mit Flexion, *rauhér*, *rauhe* u. s. w., bei denen *h* im Inlaut stand und lautgesetzlich zum Spiritus asper verflüchtigt war, Einfluß gewannen.

Im griechischen wird nach bekanntem attischem Contractions-
gesetze *εα* zu *η*, wie in den neutralen Pluralen *γένη*, *ἐπη*, *ρέφη*
aus *γένεα* u. s. w., in *ἦρ* aus *ἔαρ* u. a. Mithin ist *Σωκράτη*
aus *Σωκράτεα* die strict lautgesetzlich entstandene Accusativform

von *Σωκράτης*. Die andere auch historische Realität genießende Accusativform *Σωκράτην* ist aber anderer Art: ein Lautgesetz hat sie nicht zu Stande gebracht; vielmehr ist sie so gebildet, daß die Ideenassociation der Sprechenden das Nomen *Σωκράτης* an die Kategorie derer wie *Ἀλκιβιάδης* und aller nach der ersten Declination gehenden unbewußt heranrückte.

Man pflegt solche auf psychologischem Wege, durch den psychischen Act der Ideenassociation ins Dasein gerufene Sprachformen wie nhd. *rauh*, griech. *Σωκράτην* abwechselnd bald als Formübertragungen, bald als Analogiebildungen, endlich auch mit Berücksichtigung des psychologischen Entstehungsgrundes als Associationsbildungen zu bezeichnen. Der Terminus „falsche Analogiebildung“ ist verwerflich, weil er mit der Sache ein nicht zu rechtfertigendes Odium verknüpft; denn die unbewußte und reflexionslose sprachschöpferische Thätigkeit ist naturgemäß nicht an die durch Reflexion und a posteriori gewonnenen Grammatikerregeln gebunden.

Bei dem genannten griechischen Beispiele *Σωκράτην* giebt es Jedermann zu, daß es unstatthaft sein würde, etwa *-ην*, die Endung, aus *-εα* auf lautlichem Wege werden zu lassen. Schon die alte Grammatik erkannte in solchen Formen so zu sagen Entgleisungen, nach ihrem Terminus „Metaplasmen“. Anders bei dem deutschen Beispiel. Es giebt leider noch heute Sprachforscher, welche bereit sein würden, hier die Annahme der Analogiebildung von der Hand zu weisen und lieber das Lautgesetz zu dehnen, etwa so: „zuweilen wird germ. h auch auslautend zu Spiritus asper, z. B. in *rauh*“. Andere, die es etwas genauer nehmen, drücken sich wohl so aus: „germ. h wird freilich auslautend gesetzmäßig zu ch, allein in *rauh* ist es ausnahmsweise zu Spiritus asper geworden mit Rücksicht auf dieselbe Entwicklung im Inlaut, in *rauer*, *rauhe*, *rauhem*“. Auch das ist noch unstatthaft. Das physiologische Gesetz hat

unter allen Umständen seinen ungehemmten, nicht abirrenden Verlauf gehabt. Wir sehen dies an der thatsächlichen Existenz des *rauch* im älteren Neuhochdeutsch; wir hätten es aber auch anzuerkennen, wenn wir nicht so glücklich wären, das ältere *rauch* zu besitzen, und wenn innerhalb der gesammten neuhochdeutschen Sprachüberlieferung nur die veranalogisirte Form *rauh* nachweisbar wäre.

I.

Unser erster Satz „die Lautgesetze wirken ausnahmslos“ ist, wie den Fachgenossen bekannt, in der jüngsten Zeit mehrfach als Axiom aufgestellt worden. Damit er allgemein anerkannt und in der Methode befolgt werde, wird man fordern: Beweist uns die Richtigkeit dieses eures Grundsatzes! Das ist bis jetzt allerdings noch nicht geschehen. Ich will im Folgenden versuchen, was sich nach dieser Seite hin thun läßt.

Einem Inductionsbeweise pflegt man bei der empirischen Richtung unserer Zeit mit Recht am meisten Glauben zu schenken. Könnte man darauf hinweisen, daß alle bisher erkannten Lautgesetze der Sprachen eben solcher Art sind, daß sie uns in ausnahmslosen Wirkungen entgegentreten, nun, so bestände überhaupt ein Zweifel nicht, würde überhaupt ein Beweis von uns nicht gefordert werden. Ein solcher Beweis aber nach vollständiger Induction läßt sich aus sehr naheliegender Gründe für unseren Grundsatz nicht erbringen. Man hat erst seit wenigen Jahren, durch allerlei darauf führende Wahrnehmungen bestärkt, vollen Ernst damit gemacht, die formalen Umwandlungen der Sprachen darauf hin anzusehen, daß sie, soweit sie rein physiologischen Ursprunges sind, die Folgen ausnahmslos wirkender Gesetze seien.

An Stelle des fehlenden vollständigen Inductionsbeweises für unseren Satz treten mehrere Wahrscheinlichkeitsgründe.

Diejenigen Sprachgebiete, auf welchen man zuerst die Beobachtungen einer consequenteren Durchführung der lautgesetzlichen Erscheinungen gemacht hat, sind die überhaupt in methodischer Hinsicht lehrreichsten modernen Sprachentwicklungen. In allen lebenden Volksmundarten erscheinen die dem Dialekt eigenen Lautgestaltungen jedesmal bei weitem consequenter durch den ganzen Sprachstoff durchgeführt und von den Angehörigen der Sprachgenossenschaft bei ihrem Sprechen innegehalten, als man es vom Studium der älteren todten Sprachen her erwarten sollte. Jede echt wissenschaftlich angelegte dialektologische Bearbeitung einer modernen Volksmundart kann hierfür Bestätigungen in Menge liefern. Aus diesem Grunde sind auch die mit den jüngeren Sprachentwicklungen sich beschäftigenden Sprachforscher, wie die romanischen, germanischen, slavischen Grammatiker, die ersten gewesen, welchen das Bewußtsein von der absoluten Gesetzmäßigkeit der Lautbewegung sich aufdrängte. Damit ich ein Beispiel gebrauche: wer vermöchte innerhalb des ganzen heutigen italienischen und französischen Sprachstoffes auch nur ein echtes, d. i. volksthümlich romanisches Wort nachzuweisen, in dem sich altlateinische gutturale k und g vor den Vocalen e und i der Verwandlung in palatale Quetsch- beziehungsweise Zischlaute (ital. *tš* d. i. *tsch* und *dz* d. i. *dsch* in Cicerone, *genere*, franz. *s* und *z* d. i. weiches tönendes *sch* in Cicéron, *genre*) entzogen hätten? In der im Volksmunde todten lateinischen Muttersprache dürfte es schwer sein, mit leichtem Suchen auf eine oder einige derartige durchgreifende Gesetzmäßigkeiten hinsichtlich der Lautgestaltung zu stoßen. Diese Schwierigkeit darf aber nicht zu dem verzweifelnden Schlusse verleiten, daß im Altlateinischen und bei seiner Entwicklung aus vorhistorischen Sprachphasen solche durchgreifende lautumgestaltende Gesetze nicht gewaltet hätten. Nein, eine richtige Methode läßt sich von dem Bekannten und vor Augen Liegenden über das

Unbekannte und in weitere Ferne Zurückweichende belehren. So wird auch hier die Forderung an uns gestellt, zu glauben, daß das an den neueren Sprachentwicklungen Wahrzunehmende auch für die älteren Sprachen und Sprachperioden gilt. Und diese Forderung ist so lange nicht abzuweisen, als es nicht aus der Natur der Sache wahrscheinlich gemacht werden kann, daß die physische Thätigkeit des Menschen bei der Aneignung, Reproduction und allmählichen formalen Umbildung der von den Vorfahren ererbten Sprache in verschollenen Jahrhunderten eine wesentlich andere gewesen sein müsse als in den der Gegenwart zu liegenden jüngeren Sprachperioden.

Aber auch dadurch wächst die Wahrscheinlichkeit der unbedingten Geltung des Satzes von den ausnahmslos wirkenden Lautgesetzen, daß auch das Material der alten uns nur durch die schriftliche Aufzeichnung überlieferten Sprachen keineswegs bis jetzt sich erfolgreich gesträubt hat gegen die praktische Anwendbarkeit dieses Grundsatzes. Es ist in neuerer und neuester Zeit mehrfach auf das Vollkommenste gelungen, auf verschiedenen Gebieten der älteren indogermanischen Sprachen Lauterscheinungen als durchaus consequent durchgeführt zu erweisen, von welchen die ältere vergleichende Sprachforschung eine mehr oder weniger große Menge von Ausnahmen statuieren zu müssen glaubte.

Einmal konnte dies geschehen und ist so geschehen, daß es gelang, bei fortgesetzter eindringlicher Forschung das Walten mehrerer Gesetze nachzuweisen in Fällen, wo man bisher nur von Einem Gesetze und mehrfachen Ausnahmen desselben wußte. Zur Illustration diene uns ein Beispiel, und zwar eines der frappantesten.

Vor nunmehr etwa drei Jahren erschien unter dem Titel „Eine Ausnahme der ersten Lautverschiebung“ in Kuhns Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung XXIII 97 ff. ein Aufsatz von Karl Berner, welcher ein Ergänzungsgesetz zu dem von

Nasß und Grimm gefundenen germanischen Lautverschiebungsgesetze brachte. Diese Abhandlung, von großer Tragweite für die gesammte Laut- und Formenlehre der indogermanischen Sprachen, machte es unter Anderem sonnenklar, warum in unseren neuhochdeutschen Wörtern vater, mutter inlautende tenuis t, nicht wie in bruder die media d nach sonst durchweg geltender Regel, einem und demselben ursprünglichen t in lat. pater, mater, frater entspricht. Die ältere Grammatik vermochte hier nur regellose Ausnahmen zu sehen von der sonst durchgehenden Lautverschiebungsregel, nach welcher indogermanisches t sich zu germanischem þ (engl. th), darauf weiterhin zu hochdeutschem d verschoben zeigt. Durch Berner weiß man jetzt, daß das ursprüngliche t in den Wörtern für „Vater, Mutter“ einerseits das t in lat. pater, mater, und dasjenige in dem Worte für „Bruder“ andererseits, das t in lat. frater, im letzten Grunde physiologisch doch nicht ein und derselbe ganz gleich beschaffene oder unter gleichen physiologischen Bedingungen stehende Laut war: in der Betonungsweise der indogermanischen Grundsprache gieng dem ersteren t eine tiefbetonte Silbe, dem letzteren t der Hochton des Wortes unmittelbar voraus, wie es in sanskrit. pitár-, mâtár- gegenüber bhrátar- geblieben ist. Und Berner hat gezeigt, daß und wie sich aus dieser ursprünglich verschiedenen Accentlage sehr natürlich die Differenz des inlautenden Dentals in jenen unseren Verwandtschaftswörtern bruder und vater, mutter erklärt. Auf demselben letzten Grunde beruht die Verschiedenheit des Consonantismus in leiden, schneiden und gelitten, geschnitten; ferner diejenige in ziehen mit h und gezogen mit g, in erkiesen mit s und erkoren mit r. Es hat hier also nicht, wie man lange Zeit hindurch glauben konnte, eine und dieselbe Ursache verschiedene Wirkungen gehabt, es hat nicht ein Sprachlaut unter ganz gleichen Bedingungen zweierlei Wege der Verwandlung eingeschlagen; sondern wir haben von

Ursprung an verschiedene physiologische Vorbedingungen, und diese haben naturgemäß verschiedene Folgen.

Der andere Weg, auf dem man zu demselben Ziele, die exclusive Giltigkeit der Lautgesetze immer klarer sich herausstellen zu sehen, gelangte, ist eben der, daß man einen großen Theil der formalen Erscheinungen im Sprachstoff, welchen man früher ebenfalls als die Wirkung der physiologischen Gesetze aufzufassen gewohnt war, auf psychologische Ursachen zurückzuführen lernte. Hierauf näher einzugehen wird Aufgabe des nachfolgenden Theiles meiner Abhandlung sein.

Ja, es kann endlich auch Folgendes wohl noch als ein Wahrscheinlichkeitsgrund für die Richtigkeit unseres Satzes angeführt werden. Die beschränkte Geltung der Lautgesetze ist allgemein anerkannt. Mindestens eine eingeschränkte Geltung unseres Satzes ist es eben, welche überhaupt die Grundlage bildet, auf der von Anfang an die Sprachwissenschaft aufgebaut ist. Es ist ganz unleugbar, daß die ältere vergleichende Grammatik nur in so weit, als sie nach demselben Grundsätze von der Exclusivität des Wirkens der Lautgesetze unbewußt verfuhr, zu Aufstellungen gelangt ist, welche allgemeinen Glauben fanden und zu finden beanspruchen durften. Nur so weit erstreckte sich die echte Wissenschaftlichkeit und wissenschaftliche Sicherheit, als unserem Satze praktische Befolgung auch schon vorher in der sprachwissenschaftlichen Forschung, wengleich unbewußt, zu Theil ward. Da, an dem Punkte begann nachweislich immer der Streit der Meinungen, wo unser Satz von irgend einer Seite praktisch verletzt zu werden anfing. Ich will zum Zweck des besseren Verständnisses wiederum einige Beispiele wählen.

Im Griechischen ist nach einem allgemein anerkannten Lautgesetze ursprüngliches inlautendes j zwischen Vocalen ausgefallen. Ein -j- war nach altem indogermanischen Brauche das zur Bildung denominativer (von Substantiven abgeleiteter) Verba we-

sentliche formale Hilfsmittel; und die griechischen sogenannten Verba contracta wie *τιμάω*, *φιλέω*, *δουλόω* waren, wie kein einziger Sprachforscher bezweifelt, ursprünglich Verba auf *-αζω*, *-εζω*, *-οζω*. Also z. B. *πειράω* aus **πειρα-ζω*¹⁾ „einen Versuch machen“ kommt mittels dieser *j*-bildung von *πειρα* „Versuch, Probe“, *δουλόω* „zum Knecht machen“, *μισθόω* „Lohn geben“ aus **δουλό-ζω*, **μισθό-ζω* ebenso von *δοῦλος* „Knecht, Sklave“, *μισθός* „Lohn, Sold“. Während allen also dies eine gemeinsame feste Basis ist, dissentirte auch seither schon sofort eine beträchtliche Anzahl von Grammatikern, wenn es sich irgend wer bekommen ließ, auch noch in einer anderen Gestalt das alte Denominativa bildende *-j-* zwischen Vocalen, nämlich als griechisch *-ζ-*, wiederfinden und z. B. *πειράζω* so gut wie *πειράω* auf eine Grundform **πειραζω*, als Denominativum von dem Nomen *πειρα*, zurückführen zu wollen.

Derselbe Forscher, der mit Unrecht die Ansicht von dem Uebergange des inlautenden intervocalischen *-j-* in griech. *-ζ-* aufgestellt hat und bisher daran festhält, daß *πειράζω* und *πειράω* formal völlig identisch und verschiedene Wandelungen einer und derselben Grundform seien, derselbe Forscher (G. Curtius) läßt sich dann wiederum seinerseits mit Recht nicht die Identificirung des griechischen Wortes *θεός* „Gott“ mit lat. *deus*, welche andere Sprachvergleicher aufrecht halten, gefallen. Er hat ähnliche, d. h. im Princip gleichgeartete Gründe gegen diese Vergleichung, wie sie Andere gegen seine Ansicht über das *ζ* in *πειράζω* geltend machen, vor allem nämlich den, daß aus ursprünglicher Dentalmedia indog. *d* = lat. *d* auf griechischem Boden nach dort herrschenden Lautgesetzen niemals die Aspirata *θ*, sondern immer nur *δ*, die Media, werde.

Oder, um auch ein vaterländisches Beispiel zu setzen, wenn seit den Tagen der Forschungen Nask's und Jak. Grimms über die germanischen Lautverschiebungsgesetze eine neue Etymologie

aufgestellt ward, welche ein deutsches Wort mit griechischen und lateinischen verglich, dabei aber Abweichungen von dem Kanon der festgestellten durchgreifenden Consonanтенentsprechungen sich gestattete, so ist einer solchen Etymologie von wissenschaftlich berufener Seite niemals voller, unbedingter und allseitiger Beifall zu Theil geworden, mochte sie auch von Seiten der Bedeutung oder in Hinsicht auf die sonstigen Lautverhältnisse noch so sehr sich empfehlen. Wer in der großen Reihe mit h- anlautender echt germanischer Wörter, wie hund, hundert, horn, herz, haupt, hehlen, holen u. s. f., stets dem h- ein k- (x-, c-) im Griechischen und Lateinischen gegenüber stehen sah (es entsprechen nämlich in diesen Sprachen der Reihe nach *κύων* canis „Hund“, *ἑκατόν* centum „hundert“, *cornu* „Horn“, *καρδία* cor(d) „Herz“, *caput* „Haupt“, *celare* „hehlen“, *καλέω* caläre „rufen, herbeiholen“), dem sträubte sich auch bisher schon sein wissenschaftliches Gewissen, lateinische mit h- und griechische mit Spiritus asper beginnende Wörter für unverwandt einem germanischen mit h- anlautenden Worte zu halten. Die Identität unseres Verbums haben mit lat. habere ist trotz der großen Verlockung zu ihrer Anerkennung noch immer eine umstrittene Frage. An die Urverwandtschaft beider Verba glaubt, während allerdings Andere weniger skeptisch sind, auch eine Anzahl solcher Forscher nicht, denen die Nothwendigkeit, in der Theorie das ohne alle Einschränkung ausnahmslose Wirken der Lautgesetze anzuerkennen, zur Zeit noch nicht einleuchtet.

Also nur dasjenige, was sie auf dem festen Boden der strikten Handhabung exclusiver Lautgesetze gewonnen hatte, nur das behauptete auch schon die ältere vergleichende Sprachforschung allein als ein Object des sicheren, allen Zweifel ausschließenden, dem schlüpfrigen Bereich der subjectiven Vermuthungen entrückten Wissens.

Zu den inductiven Beweisgründen, die unseren Satz wahrscheinlich machen, kommt nun endlich noch ein Deductions-

beweis. Es ergibt sich aus dem Wesen des sprachlichen Lautwandels selbst, daß die ihn beherrschenden Gesetze, soweit sie physiologischer Art sind, nothwendig einheitlich und ausnahmslos wirkende sein müssen.

Es darf wohl jetzt als allgemein zugestanden betrachtet werden, daß der Lautwandel sich durchaus dem Sprechenden unbewußt, daher rein mechanisch vollzieht. So Jemand dies annoch nicht glauben sollte, dem ließe sich mit Tausenden von Beispielen anschaulich machen, wie das Eintreten der lautlichen Umwälzungen, denen der formale Sprachstoff durch die Jahrhunderte hin unterliegt, dann völlig undenkbar wäre, wenn irgend ein Bewußtsein von dem Werthe und der functionellen Geltung der Wörter und Wortformen und einzelnen Wortelemente bei ihrem Gebrauche in dem alltäglichen Redeaustausch obwaltete. Unzählige Formzerstörungen, die historisch stattgefunden haben, haben solchen Sprachstoff betroffen, der uns reflectirenden Grammatikern als etwas Wesentliches zum Zwecke des Bedeutungsausdruckes erscheint. Casusformen werden beim Nomen durch das Walten der Auslautsgesetze unkenntlich, Personalendungen, die anfänglich formal geschieden waren, fallen beim Verbum durch dieselbe Ursache später unterschiedslos zusammen, und alles das geschieht nachweislich sehr häufig, ohne daß die Sprache immer einen Ersatz für das verloren Gehende hat. Ebenfalls auf dem verbalen Gebiete verwischen sich Tempus- und Modusunterschiede in Folge der lautgesetzlichen Evolutionen, und das Aufhören der syntaktischen Gebrauchsdifferenzirung ist mindestens ebenso oft, vielleicht öfter, erst eine Folge des formalen Zerfalls als eine Ursache desselben. Alle Zerstörungen dieser Art würden ohne Zweifel unterbleiben, wenn die Sprechenden Individuen beim Sprechen eine ebensolche reflectirende Stellung wie wir analysirenden Grammatiker zu den von ihnen gebrauchten Sprachformen einnähmen. Man hat die Sprach-

formen in Hinsicht auf ihren Gebrauch und Verbrauch öfter mit Münzen verglichen. Wie der eine Münze im Handel und Wandel Empfangende und Ausgebende nicht Rücksicht zu nehmen pflegt auf die Conservirung des Gepräges, wie den conventiellen Courswerth der Münze die mehr oder minder große Abnützung des Gepräges nicht beinträchtigt, so auch bei den Sprachformen: der in der alltäglichen Rede sie Verwendende wird von keiner bewußten Rücksicht auf Schonung und Reinerhaltung der Lautform geleitet. Des Grammatikers ist es, wie des Heraldikers bei der Münze, dem formalen Gepräge seine bewußte Aufmerksamkeit zu schenken.

Worin, so fragt man weiter, hat denn die auf physiologischem Wege geziehende formale Umbildung der Sprache, wenn sich dieselbe rein mechanisch und unabhängig von allem menschlichen Wollen oder Nichtwollen vollzieht, ihren eigentlichen Grund?

Man hat als letzte Triebfeder zur „Verwitterung“ der Sprachlaute eine Art von „vis inertiae“ angesehen. Bequemlichkeit soll es bewirken, daß die alten reinen Formen nachlässiger und daher allmählich weniger rein und voll hervorgebracht werden. Die an Stelle der alten Laute später gesprochenen jüngeren sollen demgemäß auch stets die minder energischen, eine geringere Anstrengung der Sprachorgane erfordernden sein. Daß diese Betrachtungsweise eine höchst unvollkommene, einseitige, das Wesen der Sache durchaus nicht erschöpfende ist, läßt sich leicht zeigen.

Bequem und weniger bequem, leichter und schwerer auszusprechen — sind an sich sehr relative Begriffe. Dem einen Individuum oder Volke ist ein bestimmter Sprachlaut oder eine bestimmte Verbindung von Sprachlauten höchst bequem und geläufig, und es läßt andere Laute oder Lautverbindungen mit Leichtigkeit darin übergehen. Einem anderen Individuum oder

Volke macht hinwiederum derselbe Laut, dieselbe Lautverbindung in der Aussprache die allergrößten Schwierigkeiten, und es substituirt unwillkürlich Anderes an die Stelle jenes ihm nicht oder sehr schwer Aussprechbaren. Nach unseren Begriffen gilt im Allgemeinen eine sogenannte Media als leichter und bequemer für die Aussprache denn eine sogenannte Tenuis. Und die Erscheinung, daß romanische Völker Tenuis in Media, namentlich im Inlaut in vocalischer Umgebung, verwandeln, die Spanier z. B. *colorado* anstatt lat. *coloratus*, die Italiener *luogo* anstatt lat. *locus* sagen, scheint dieser unserer Vorstellung von Leichtigkeit und Schwierigkeit der Aussprache zu entsprechen. Aber bei unseren germanischen Voreltern muß zur Zeit ihrer ersten Lautverschiebung wohl gerade das Umgekehrte der Fall gewesen, t, k leichter als d, g sprechbar gewesen sein: sie veränderten ja gerade das d von lat. *edo*, griech. *ἔδομαι* in das t von goth. *ita*, niederdeutsch *ete* „ich esse“, das g von lat. *ager*, griech. *ἄγρος* in das k von goth. *akrs* „Acker“.

Mit der ausschließlichen Zurückführung des sprachlichen Lautwandels auf den Bequemlichkeitstrieb ist es also nichts; wenn auch immerhin nicht geleugnet werden kann noch soll, daß das unbewußte Streben nach Krasterparniß eine große Rolle bei den lautlichen Umwandlungen in der Sprache spielt. Der eigentliche Grund aber für den sprachlichen Lautwandel ist in etwas anderem zu suchen.

Wenn zwei einzelne Individuen A und B in Hinsicht auf die Aussprache eines Sprachlautes oder genauer auf die Fähigkeit dazu sich verschieden verhalten, so wird es dem unbefangenen Urtheilenden doch offenbar am nächsten liegen, diese Erscheinung auf eine Verschiedenheit der Sprachorgane zurückzuführen, welche dem A etwas ermöglicht, was B nicht fertig bringt, oder umgekehrt. Ganz ebenso muß es zwischen zwei Völkerindividuen sein: bringt ein Volk oder eine Mundart A einen Laut x nicht

oder nur mit vieler Mühe hervor, den das Volk beziehungsweise die Mundart B bequem ausspricht, so ist daran ganz gewiß hauptsächlich eine verschiedene Beschaffenheit der Sprachorgane schuld. Die Verschiedenheit der organischen Befähigung kann natürlich durch Übung (worüber sogleich mehr) überwunden werden: das Individuum A erreicht es durch Übung, das aussprechen zu lernen, was ihm Anfangs Schwierigkeiten machte, von dem Volke A erlernt durch Übung ein jeder nach und nach die ihm Anfangs fremde Sprache des Volkes B.

Ganz derselbe Umstand, Verschiedenheit der Sprachorgane nämlich, muß aber offenbar auch verantwortlich gemacht werden, wenn bei einem und demselben Volke auf zwei verschiedenen Punkten seiner historischen Sprachentwicklung sich das verschiedene Verhalten in Hinsicht auf die Aussprache eines Lautes zeigt. Wir gelangen also hier zunächst zu dem Schlusse: eingetretene Verschiedenheit, d. i. einfach Veränderung der Sprachorgane ist im allgemeinen die eigentliche Ursache des historischen Lautwandels der Sprachen. Weiter aber ergibt sich daraus für unseren Zweck Folgendes.

Sind die Sprachorgane eines Individuums oder eines Volkes einmal unfähig, beziehungsweise auf irgend einer bestimmten Stufe der sprachlichen Entwicklung unfähig geworden, einen bestimmten Laut x hervorzubringen — es handelt sich immer nur um die unbewußte oder nicht zum Bewußtsein kommende Hervorbringung, denn bewußt bringen wir Manches fertig, was uns im unbewußten Zustande nicht gelingt —, so bringt dasselbe Individuum oder Volk denselben Sprachlaut nicht nur in einem einzelnen Falle nicht oder nicht mehr hervor, sondern es vermag ihn unter allen gleichartigen Umständen nicht zu sprechen. Sehr natürlich: die Ursache, das einmal erfolgte Verändertsein der Sprachorgane, dauert fort; warum

sollte die Wirkung nicht überall bei vorliegender gleicher Ursache dieselbe sein?

Vermag der Romane in einem einzelnen Worte nicht mehr das alte lateinische k vor e und i guttural hervorzubringen, so entgeht bei ihm kein einziges k in derselben Stellung vor den palatalen Vocalen der Palatalisirung zu ital. ts, franz. s.

Verwandelt sich in einem Falle oder in einigen Fällen die Aussprache des lateinischen j im Französischen zu z (weichem tönenden sch), in jeter z. B. aus lat. jactare, in juste aus lat. justus, so müssen nothwendig alle in's Französische übergegangenen lateinischen Wörter mit j, nämlich auch joindre aus lat. jungere, joug aus jugum, jouer aus jocari u. s. w., von derselben Lautumwandlung betroffen werden.

Gelingt es dem Griechen nicht mehr, den ehemals auslautenden Dental am Wortende im Neutrum der Pronomina τὸ, ἄλλο, verglichen mit lat. is-tud, aliud, mit zur Aussprache zu bringen, so ist nicht zu erwarten, daß ihm in anderen Fällen die Hervorbringung des gleichen Lautes in gleicher Wortstellung geräth: es muß unabwendbar dasselbe Gesetz des Abfalls auch den Vocativ Singularis dentaler Nominalstämme, wie παῖ aus *παῖδ von παῖς, die 3. Sing. Imperf. ἐφερε aus *ἐφερεν = altind. ábharat (vergl. lat. -t in ferebat) treffen.

War es durch die Natur seiner Sprachorgane bedingt, daß der Hochdeutsche niederdeutsches k außer im Anlaut zu ch werden ließ, so geschah diese Wandelung des k überall, und in keinem der Wörter dach, sache, ich, sicher u. s. w. konnte der in- und auslautende Guttural in hochdeutscher Zunge auf dem alten unverschobenen Standpunkte verbleiben. Und bringt es wiederum die Beschaffenheit unserer Organe mit sich, daß wir dasselbe ch je nach den vorhergehenden Vocalen verschieden aussprechen, nach a in dach, sache als sogenannten ach-, nach i in ich, sicher als ich-Laut, nach o, u und e

wiederum etwas verschieden gefärbt, so findet keines der von uns gesprochenen eine exceptionelle Rettung vor allen diesen mannigfaltig variirten Affectionen.

Man kann gegen unsere ganze deductive Beweisführung immer noch den Einwand geltend machen: gut, es ist genau so wie du darstellst, wenn und so lange als es sich nur um ein einzelnes sprechendes Individuum handelt; aber eine Mundart, sei sie auch von noch so beschränktem, localem Umfange, ist doch immer von einem Complex sprechender Individuen gebildet; da können folglich die Sprachorgane Einzelner oder eines Theiles der die Mundart bildenden Individuen die Fähigkeit der Aussprache behalten, welche dem anderen Theile abhanden kommt; dadurch entstehen verschiedene Lautformen aus einer und derselben Grundform, alle auf physiologischem Wege; später schließen sich die Erzeugnisse des Sprechens der Einzelnen oder der Bruchtheile des Dialekts zur Summe der den Dialekt ausmachenden Wortformen zusammen; so bietet dann der sonst einheitliche Dialekt doch nicht das Bild durchaus einheitlicher Lautentwicklung dar.

Die Möglichkeit, daß zwischen verschiedenen Personen innerhalb derselben Mundart wirklich einige Abweichung in der Lautentwicklung bestehen kann, ist nicht in Abrede zu stellen. Namentlich wird sich zwischen der ältern und der jüngern Generation wohl öfters eine solche Verschiedenheit beobachten lassen. Was aber abzuleugnen ist, das ist zweierlei: erstens, daß derartige Abweichungen jemals mehr als höchst minimale und in enge Grenzen eingeschlossene sein können; zweitens, daß sie sich auf länger denn eine kurze Dauer fixiren und neben einander eine jede das Feld behaupten können.

Es liegt zunächst in den Umständen begründet, welche die individuelle Gestaltung und allmählich erfolgende Umgestaltung der Sprachorgane bedingen, daß sich bei den Genossen

eines und desselben Dialekts, wenn wir die Grenze des Dialekts so enge als möglich, wo möglich nicht über eine einzige Stadt, ein einziges Dorf hinaus, ziehen, der Lautwandel stets als ein möglichst einheitlicher zeigen muß.

Wie die Gestaltung aller physischen Organe des Menschen, so hängt auch die Gestaltung seiner Sprachorgane vorzugsweise von den klimatischen und Culturverhältnissen ab, unter denen er lebt. Obwohl im Allgemeinen bekannt ist, daß z. B. das verschiedene Klima der Gebirge und der Ebenen anders Lungen und Brust und Kehlkopf der Bergbewohner, anders dieselben Organe bei den Bewohnern der Niederungen ausbildet, so ist es doch eine bisher in der Sprachwissenschaft noch viel zu wenig gewürdigte Thatsache, daß sich bei gleichen oder ähnlichen klimatischen und Culturverhältnissen überaus gleiche oder ähnliche phonetische Neigungen der Sprache oder der Mundart zu zeigen pflegen. Ich kann mich auf eine ausführliche Begründung dieses Satzes durch Beispiele hier leider nicht einlassen. Ich will deshalb nur daran erinnern, wie z. B. am Kaukasus sogar nicht urverwandte benachbarte Völkerschaften, die indogermanischen Armenier und Iranier und die nichtindogermanischen Georgier und andere, in der Hauptsache fast das nämliche Vocal- und Consonantensystem haben. Innerhalb einer und derselben Sprache herrscht oder herrschte vordem, wie besonders die Forschungen der letzten Jahre auf verschiedenen Gebieten überzeugend ergeben haben, fast durchweg continuirlicher Uebergang zwischen den einzelnen, die Gesamtsprache bildenden Dialekten; z. B. im Germanischen von dem Alemannischen der Alpen bis zu dem Niedersächsischen der Nord- und Ostseeküsten. Es ist mir kaum denkbar, daß mit solcher Continuität die Continuität der klimatischen Uebergänge auf demselben Raumgebiete causaliter nichts zu schaffen habe.

Aus solchen Erscheinungen wie den genannten wird es schon

zu einem Theile klar sein, wie vollends unter Bewohnern Einer Stadt oder Eines Dorfes, welche alle Ein Klima beherbergt, das Band einer und derselben Cultur und Lebensweise umschließt, sich schwerlich andere als nur höchst minimale und kaum graphisch bezeichnbare Unterschiede der Lautentwicklung herausbilden können. Es kommt aber noch ein anderes Moment in Betracht, das vielleicht noch wichtiger ist.

Groß ist, wie man weiß, die Macht des Nachahmungstriebes, besonders des in fortdauernder Uebung sich befriedigenden. Ich wähle zum Vergleiche das Beispiel von der Kunst des Schreibens, welche wir alle bekanntlich durch Nachahmung erlernen. Die Kinder einer und derselben Volksschule pflegen sich unter der Anleitung eines und desselben Lehrers leicht alle eine und dieselbe Handschrift anzugewöhnen. Man hat auch bemerkt, daß ganze Gegenden und Provinzen bei einer und derselben Generation einen im Wesentlichen gleichen Ductus der Schriftzüge zeigen. Das wird hauptsächlich wohl dadurch bewirkt, daß es meist ein und dasselbe oder einige wenige Schullehrer-Seminarien sind, welche mit ihren Zöglingen als Lehrern die nämliche Gegend versorgen: so führt sich also fast alles in der Gegend Geschriebene auf einige wenige Mustertypen zurück. Die beständige Nachahmung dieser und das hinzukommende gegenseitige Absehen der allgemeinen Schreibeigenthümlichkeiten, die sich unwillkürlich vom Einen auf den Andern verpflanzen, erhält so den allgemeinen einheitlichen Typus aufrecht bei aller individuellen Besonderheit der Einzelnen in der Handschrift. Ja noch mehr: ganze einzelne Völker unterscheiden sich in einer Weise, daß es für sie charakteristisch wird, durch ihre Art zu schreiben; ein einigermaßen geübtes Auge vermag den Franzosen und den Engländer und den Deutschen aus ihrer Handschrift herauszukennen.

Um wie viel größer, wie viel langjähriger, unausgesetzter und

intensiver ist die Uebung des Sprechenslernens durch Nachahmung! Sobald der Mensch als Kind im Elternhause die ersten Anfänge des Sprechens gemacht, ist er von da ab sein ganzes Leben lang unbewußt am Feilen seiner Sprache nach dem Muster Anderer, am Angleichen seiner Rede- und Aussprachsweise an die der Mitmenschen. Immer ähnlicher wird die Sprache des heranwachsenden Kindes der der Eltern und übrigen Hausgenossen, immer vollkommener seine Fertigkeit, die Sprachlaute genau ebenso hervorzubringen, wie es sie von seiner Umgebung hört. Und derselbe sich hier im engeren Raume der vier Hauswände darbietende, unbewußte Angleichungsproceß vollzieht sich täglich und stündlich auch zwischen den erwachsenen Bewohnern derselben Stadt oder desselben Dorfes. Die Sprechweise der Einzelnen findet, wo sie nur Miene machen könnte, ihre eigenen Wege zu gehen, sofort und immerdar ihren Regulator an der der übrigen Ortsgenossenschaft, und so müssen nothgedrungen innerhalb desselben Weichbildes alle Verschiedenheiten der Lautbildung, deren Möglichkeit wir ja bei der Möglichkeit individueller Differenz der organischen Beanlagung der Einzelnen zulassen mußten, in der Praxis verschwinden oder wenigstens sich auf ein unmerkbares Minimum reduciren.

Anderß aber ist es schon mit der Sprache der mit einem Orte A nicht zu einer communalen und socialen Einheit verbundenen nächsten Grenzortschaften B und C. Die Bewohner von B und von C kommen nicht im alltäglichen unausgesetzten Verkehr mit denen von A zusammen. Daher können sich bei jenen immerhin schon Nüancirungen und Abweichungen von der Sprache der Ortschaft A nicht nur ausbilden, sondern auch dauernd festsetzen. Wir haben es aber dann auch nicht mehr mit einem und demselben Dialekte zu thun, sondern stehen alsbald vor einer Mehrheit von Localmundarten: diese können und dürfen immerhin eine Verschiedenheit der lautlichen Entwicklung

der Sprachformen zeigen, ja zeigen dieselbe in durchaus naturgemäßer Weise.

II.

Wird der Satz von dem ausnahmslosen Wirken der Lautgesetze unbedingt zugegeben, so bedarf die Berechtigung der zweiten im Eingange von uns ausgesprochenen Forderung, daß man viel mehr und in viel weiterem Umfange als früher die psychologische Thätigkeit der Ideenassociation als den anderen Hauptgrund der formalen Sprachveränderungen anzuerkennen habe, an sich kaum noch einer ausführlichen Begründung. Was diesen Punkt anbetrifft, so dürfte statt dessen vielmehr die Frage Beantwortung heischen, ob denn auch das Forschen nach der Art und Weise der psychologischen Associationsthätigkeit beim Sprechen sich zu einer wissenschaftlichen Methode heranzubilden geeignet sei.

Die „Zufälligkeiten der Analogiebildungen“ sind schon einmal unlängst von einer Seite als Moment geltend gemacht worden, um die Bestrebungen der mit dem Analogieprincip operirenden Sprachforscher zu discreditiren. In der That herrscht gegenüber der unausweichlichen Gewalt, mit der die physiologischen Gesetze der Sprache auftreten, einige Freiheit der Bewegung bei der associirenden Sprech- und Sprachumformungsthätigkeit. Soweit von Freiheit des Willens überhaupt geredet werden kann, kommt dieselbe hier, als bei einem psychischen Akte, zu ihrer Geltung, wie ein nahe liegendes Beispiel klar machen möge.

Die bis in die indogermanische Grundsprache zurückgehende uralte Verschiedenheit der Ablautstufe im Singular und Plural des Indicativs Perfecti der primären Verba dauert auf germanischem Boden bis in die mittelhochdeutsche, fast sogar bis in die älteste neuhochdeutsche Zeit hinab fort. Noch mittelhochdeutsch

hieß es wir sturben gegenüber ich starb, noch bei Luther ich beiss neben wir bissen. Neuhochdeutsch besteht dies Verhältniß nur noch in sehr wenigen Fällen fort, z. B. in ich ward: wir wurden, ich weiss (als Perfekt der Form nach, sogenanntes Prteritoprsens): wir wissen. Im übrigen hat in unserer heutigen Sprache Formassociation stattgefunden: es heißt jetzt im Plural wir starben, nicht mehr sturben, nach Maßgabe des Singulars; umgekehrt im Singular ich biss, nicht mehr beiss, nach dem Muster des Plurals. Worauf beruht es denn nun, so fragt man leicht, daß hier das eine Mal die Analogie des Singulars, das andere Mal die des Plurals die obriegende Kraft ist? Bei ich biss nach wir bissen scheint allerdings ein Grund sich darzubieten: da auf neuhochdeutscher Sprachstufe das alte früher ich bize lautende Präsens durch lautgesetzliche Diphthongirung des langen i zu ich beisse geworden, so empfahl sich wohl aus diesem Grunde das Aufgeben der Formen mit der Ablautstufe ei im Präteritum und die Analogiebildung ich biss nach dem Plural des Präteritums. Aber bei dem Präteritum von sterben wird sich kaum mit Sicherheit etwas darüber sagen lassen, warum die Sprache behufs einer Uniformirung der Prteritumsformen vielmehr den Singular auf den Plural wirken ließ und von der Einführung eines ich starb nach wir sturben Abstand nahm. Ebenso wird in zahlreichen anderen Fällen der Associationsbildung der Sprachforscher eine Antwort nicht zur Hand haben auf die Frage: warum gerade dieser Verlauf des psychischen Aktes? warum mußte die Form A die Form B beeinflussen und nicht umgekehrt?

Bei solcher Freiheit der Bewegung, wie sie der Sprache in ihrer formassociirenden Thätigkeit offenbar zusteht, wird, so scheint es, das Ermitteln der durch Formassociation bewirkten Sprachvernderungen immerfort mehr oder weniger den Charakter des bloßen Rathens und Tastens behalten. Der Vorwurf scheint

nicht zu umgehen zu sein, daß der das Associationsprincip handhabende Sprachforscher zwar wohl Manches durch einen glücklichen Griff aufklären möge, in Bezug auf Vieles aber immer an den „Glauben werde appelliren müssen“.

Um dem Forschen nach den sprachlichen Formübertragungen den Charakter einer echten Wissenschaft zu verleihen, es über den Verdacht eines planlosen Rathens hinauszuhoben, wird der Versuch gemacht werden müssen, die bisherigen mittels Anwendung des Analogieprincipes bereits gewonnenen sicheren Ergebnisse oder einen genügend großen Theil derselben zu classificiren. Nur so wird man zu sehen vermögen, wie, d. i. ob nach irgend einer ratio und nach welcher, das Walten der Formassociation vor sich geht.

Das Eintheilungsprincip der gesammten sprachlichen Analogiebildungen kann offenbar ein mannigfaches sein. Leicht sieht man indeß, daß die Ideenassociation immer nur solche zwei Dinge combinirt, zwischen denen schon vorher ein gewisses Band, das der ideologischen Combination als Handhabe dienen kann, besteht. So auch bei den Sprachformen. Die beeinflussende Form A und die beeinflusste B stehen schon vorher nothwendig in einem gewissen Verhältniß irgend welcher Art zu einander, sonst vermöchte eben eine Einwirkung des A auf B vermittels der beim sprachlichen Hervorbringen des B thätigen Ideenassociation offenbar nicht stattzufinden. Von höchster Wichtigkeit nun ist, wie sich ebenfalls leicht begreift, die Bestimmung der Art des zwischen beeinflussender und beeinflusster Form schon zuvor obwaltenden gegenseitigen Verhältnisses. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich der Meinung bin, daß eben hierin der oberste Eintheilungsgrund für eine wissenschaftliche Anordnung der sprachlichen Analogiebildungen gefunden werden muß.

Betrachten wir noch einmal unsere Eingangs erwähnten

zwei Musterfälle von Associationsbildung: nhd. *rauh* anstatt *rauch* nach *rauher*, *rauhe* u. s. w., griechisch *Σωζράτην* anstatt *Σωζράτη* nach *Ἀλιβιάδην* und *Genossen*. Es besteht in beiden Fällen ein alsbald sich fühlbar machender Unterschied des ideologischen Verhältnisses zwischen der Musterform und der darnach umgebildeten Form. In dem germanischen Beispiele sind es andere Formen desselben Wortes oder besser desselben Stammes, welche auf eine Form ihrer Sippe umgestaltend einwirken. Bei der griechischen Associationsbildung *Σωζράτην* nach *Ἀλιβιάδην*, *Ἀτρείδην* u. s. f. ist das nicht der Fall, sondern für die Neugestaltung einer Form wird die entsprechende Form eines ganz anderen Flexions-systems maßgebend.

Die Gemeinsamkeit des Wort *stoffes* ist in dem germanischen Falle *rauh* das *Agens*, welches die Ideenassociation wirksam werden läßt. Somit können wir Association durch stoffliche Ausgleichung diejenige nennen, welche sich, wie hier, zwischen verschiedenen Formen eines und desselben Wortes oder zwischen verschiedenen aus der gleichen Wurzel oder dem gleichen Stamme abgeleiteten Wörtern vollzieht.

Nicht Gemeinsamkeit des Stoffes, sondern Gleichheit der Function und Bedeutung der Form ist es, welche den Altgriechen ein ideologisches Band um *Σωζράτη* und *Ἀλιβιάδην*, beide Accusative, zu schlingen trieb, dem zufolge dann erstere Form sich letzterer zu Liebe in *Σωζράτην* umwandelte. Als Association durch formale Ausgleichung kann man demnach diejenige bezeichnen, welche zwischen den entsprechenden Formen verschiedener Wörter oder zwischen den entsprechenden Bildungen aus verschiedenen Wurzeln oder Stämmen sich vollzieht.²⁾

Unter diese zwei Kategorien lassen sich schon eine recht große Menge der sprachlichen Associationsbildungen alsbald unterbringen. Ich versuche diese Unterbringung mit einer Anzahl von

Beispielen, welche ich nur dem neueren Hochdeutsch, den romanischen Sprachen und dem Altgriechischen entnehmten will.

Von den außer *rauh* bereits im Vorhergehenden erwähnten Fällen gehört zu den Associationen durch stoffliche Ausgleichung auch die Neubildung *wir starben* anstatt *sturben* im Plural, sowie *ich biss* anstatt *beiss* im Singular des Präteritums.

Auf dem Gebiete des neuhochdeutschen Nomens sind von gänzlich gleicher Art wie *rauh* die Formen *schuh* und *floh*: mhd. *schuoch*, *vlöch* folgen dem Lautgesetz betreffs des auslautenden Gutturals und erfordern als direkte Fortsetzungen *schuch*, *floch*; *schuh* und *floh* sind stofflich angeglichen an *schuhes*, *schuhe*, an *flohes*, *flöhe* mit regelrechtem *h* in inlautender Stellung.

Es vermag aber auch, wenn nach den Lautgesetzen eine Differenz zwischen Auslaut und Inlaut eintritt, im Gegentheil dann die im Auslaut entsprungene Lautgestalt obzusegen; dies ist geschehen bei unserem Nomen *wert*. Mittelhochdeutsch hieß es im Nominativ und Accusativ *wert* mit *t*, aber der Genitiv lautete *werdes*, der Dativ *werde* mit *d*, wie noch heute das zu derselben Sippe gehörige *würde* ganz normal das alte *d* beibehält. Bei *wert* aber herrscht jetzt in den obliquen Casus *wertes*, *werte* das *t* in Folge der stofflichen Ausgleichung, zu welcher die endungslose Form *wert* die Veranlassung gab.

Das alte Particip von dem Verbum *gedeihen* war nicht *gediehen*, sondern das jetzt zum Adjectiv erstarrte *gediegen*, und zwar hat diese Form ihr *g* anstatt *h* nach derselben alten Lautregel, nach welcher es gezogen von *ziehen* heißt (vergl. oben S. 9.). Während nun *gediegen* heute abseits steht von dem System des Verbums *gedeihen*, ist zu diesem ein neues Particip geformt worden, dem das *h* anstatt *g* zugefallen ist auf dem Wege der stofflichen Ausgleichung.

Bei den starken Verben wie *fliegen*, *kriechen*, *bieten*, *ziehen* herrschte früher nach altem Lautgesetz in einigen Formen

vom Präsensstamme der Diphthong eu anstatt ie, z. B. in der 2. und 3. Person Singularis Indic. Präs. fleugst, fleugt und im Imperativ fleug. Sprichwörtliche Redensarten und die Sprache der Poesie bieten noch jetzt häufiger diese alten Formen dar; man denke nur an „was da fleugt und kreucht“, an den Gesangsbuchsvers „zeuch ein zu Deinen Thoren“ u. dergl. Wenn jetzt in gewöhnlicher Rede fliegst, fliegt, flieg gelten, so hat stoffliche Ausgleichung diesen an Zahl wenigen Formen das ie der weitaus in der Mehrzahl seienden übrigen mitgetheilt. Die Volkssprache geht in einigen Gegenden noch weiter, indem sie auch bei anderen starken Verben als den der erwähnten Ablautsklasse angehörigen, bei essen, geben und ähnlichen, dieselbe stoffliche Ausgleichung besonders der Imperativform mit der durch die meisten Formen des Präsensstammes hindurchgehenden Lautgestalt der Wurzel versucht: Imperative wie ess, geb, werf anstatt der älteren iss, gib, wirf kennt die Schriftsprache noch nicht, aber im Volksmunde trifft man sie schon häufiger an.

Gleichfalls noch Eigenthum der Vulgärsprache, aber auch schon hier und da in die Rede der Gebildeten sich hineinwagend ist die Superlativform mehrst, die mehrsten anstatt meist, die meisten: mehrst, die Neubildung, ist angebaut an den Comparativ mehr, die Ausgleichung aber auch hier eine stoffliche.

Die Declination der italienischen Sprache bietet uns unter anderen folgendes Beispiel der stofflichen Ausgleichung. Lautet bei Substantiven der lateinischen zweiten Declination der Singular italienisch auf -co, -go aus, so wird bei der Pluralbildung dazu ein doppeltes Verfahren beobachtet. Einmal finden wir im Plural -ci, -gi (d. i. aussprachlich -tschi, -dschi) mit dem lautgesetzmäßigen Uebergange der Gutturalen in Quetschlaute vor folgendem i: amici „Freunde“, porci „Schweine“, asparagi „Spargeln“ von amico, porco, asparago. Sodann aber erscheinen auch Plurale solcher Wörter auf -chi und -ghi (ge-

sprochen -ki, -gi), also mit aufgehobener Palatalisirung (gequetschter Aussprache): vichi „enge Gassen“, luoghi „Orter“ von vico, luogo. Einige Substantive haben beide Formen neben einander, z. B. sind von mendico „Bettler“ mendici und mendichi, von sarcofago „Sarkophag“ sarcofagi und sarcofaghi in Gebrauch. Natürlich ist in den Bildungen auf -chi, -ghi die Verletzung des Lautgesetzes nur eine scheinbare: der unveränderte k-, g-Laut des Singulars ist auf die Pluralform übertragen worden. Und es ist interessant, hier das auch bei den sprachlichen Neubildungen geltende allgemeine Naturgesetz zu beobachten: wo die Kraft eine geringere ist, da ist entsprechend auch die Wirkung derselben eine weniger durchgreifende. Wo eine der in Rede stehenden Pluralformen des Italienischen weniger der Einwirkung des zugehörigen Singulars ausgesetzt war, da sehen wir die Formübertragung unterbleiben. Es heißt asparagi „Spargeln“, nicht asparaghi, offenbar weil von diesem Worte der Singular unvergleichlich weniger im Gebrauche war als der Plural, darum keinen solchen Einfluß auf die Form dieses gewinnen konnte. Dasselbe ist der Grund, warum auch Greco den Plural Greci (nicht veranalogisirt Grechi) hat: man spricht viel häufiger von den Griechen, als von einem Griechen. Dagegen bei dem Adjektiv greco „griechisch“ heißt es grechi; hier konnte wiederum die Macht des Singulars über den Plural sich stärker erweisen, da von einem vino greco beispielsweise nicht seltener als von vini grechi die Rede zu sein brauchte. Von il mago „der Zauberer“ bildet man als die gewöhnliche Pluralform i maghi; aber man sagt i tre Re Magi „die heiligen drei Könige“: in letzterem Gebrauche ist Magi fast zum Eigennamen geworden, daher dem Singular mago gegenüber selbständiger und seinem formumgestaltenden Einflusse entrückt.

In der lateinischen Verbalflexion besteht bekanntlich vielfach

eine Verschiedenheit der Betonung zwischen Formen eines und desselben Conjugationsparadigmaß. Z. B. bei *ámo*, *ámas*, *ámat*, *ámant* ist die erste oder Wurzelsilbe betont, bei *amámus*, *amátis* aber und dem Infinitiv *amáre* rückt der Accent auf eine Bildungsilbe fort. Da nun in den romanischen Tochtersprachen betonte Silben anderen Lautgesetzen unterliegen als unbetonte, so mußte jenes lateinische Accentuationsverhältniß in nicht wenigen Fällen Differenzen der Lautform bei einem und demselben Tempus oder Modus eines und desselben Verbums zur Folge haben. Im Französischen entwickelt sich in betonter offener (auf Vocal schließender) Silbe aus lat. *a* vor nachfolgendem Nasal (*m*, *n*) *ai* (vgl. *faim* aus *fames*, *main* aus *manus*, *pain* aus *panis*); in unbetonter Silbe aber bleibt das *a* (vgl. *ami* aus *amicus*). Demnach entstand bei dem Verbum *amare* folgende altfranzösische Conjugation:

aim = *ámo*,
aimes = *ámas*,
aime(t) = *ámat*,
aiment = *ámant*;

aber

amons = *amámus*
amez = *amátis*
amer = *amáre*.

Aus lateinischem kurzem *ē* wird in betonter offener Silbe französisch *ie* (vergl. *lièvre* aus *lepōrem*, *fièvre* aus *febris*, *bien* aus *bene*, *tient*, *vient* aus *tenet*, *venit* u. s. w.), außerhalb der Consilbe aber bleibt *e* (vergl. *venir* aus *venire*). Daher conjugirt lat. *levare* im Altfranzösischen sein Präsens also durch:

lieve = *lévo*,
lieves = *lévas*,
lieve = *lévat*,
lievent = *lévant*;

aber

levons = levámus,

levez = levátis,

lever = leváre.

Diese Verschiedenformigkeit erträgt aber die Sprache auf die Dauer nicht, und so tritt stoffliche Ausgleichung ein. Im Neufranzösischen siegt bei amare die Lautform mit dem Vocalismus der betonten Silbe: nous aimons, vous aimez, Infin. aimer sind die Analogiebildungen nach den übrigen Formen. Umgekehrt bei levare: neufraz. je, il lève, tu lèves, ils lèvent haben sich nach nous levons, vous levez, lever gerichtet.

Mehrfache stoffliche Ausgleichung ist in der italienischen Sprache bei dem lateinischen Verbum ire „gehen“ vorgegangen und hat die ganze Physiognomie desselben von Grund aus verändert. Es giebt bei diesem im Stalienischen defectiven Verbum zunächst Formen, die wie die entsprechenden lateinischen mit i anlauten, z. B. ire Infin., ite „ihr geht“ und ito „gegangen“. Daneben kommen ganz dieselben Formen auch mit dem Zusatz g- am Anfange vor: gire, gite, gito. Mit diesem g- nun und seinem Ursprunge hat es folgende Bewandniß. In allen denjenigen Formen, wo im Lateinischen i oder e bei dem Verbum eo, ire anlautend vor einem Vocale stand, mußte sich im Stalienischen daraus zunächst j, dann wie aus jedem j endlich *dj* (weiches dsch), geschrieben gi entwickeln; daher z. B. giamo „laßt uns gehen“, giate „ihr möget gehen“ = lat. eamus, eatis, durch *jampus *jatis, *jamo *jate hindurch (vergl. già „schon“ aus jam, giacere „liegen“ aus jacere u. a.). Im Imperfectum mußten so zunächst *géva, „ich“ und „er ging“ aus iébam, iébat, *gévano aus iébant entspringen, aber in der ersten und zweiten Person des Plurals givámo, giváte aus iebámus, iebátis. Denn in betonter Silbe bleibt lateinisches langes *e* italienisch *e*

(vergl. *credéva* = *credēbam*, *eréde*, *mercéde* = *herédem*, *mercédem* u. a.); aber in unbetonter geht es wie kurzes *ě*, d. h. vorher zu diesem verkürzt, in *i* über (vergl. die Adverbia *tardi*, *longi* = lat. *tardē*, *longē*, Plur. *ragioni* = *rationēs*, mit *e* vor der Tonfille: *migliore*, *midulla* = *meliórem*, *medúlla*).³⁾ Nun gleichen sich zuerst die Imperfectformen **géva*, **gévano* und *gívamo*, *gívate* so aus, daß *gíva*, *gívano* entstehen. Hiernach endlich kann sich das gesammte Verbum mit dem Firniß, so zu sagen, des anlautenden *g* vor *i* überziehen, so daß auch jene *gire*, *gite*, *gito* auftreten neben den von Alters her allein berechtigten *ire*, *ite*, *ito*. Es kann aber umgekehrt auch nach dem Muster eben dieser letzteren Verlust des *g* in den übrigen Formen stattfinden und so ein neues Imperfectum *íva*, *ívamo*, *ívate*, *ívano* gebildet werden. Und auf diese Weise mag nunmehr in italienischen Grammatiken geradezu von zwei Verben, *ire* und *gire*, geredet werden⁴⁾.

Im Griechischen sind die Stämme der Nomina *πόλι-ς* und *πήχv-ς* *i*- und *u*-Stämme. Demnach erwartet man als regelrechte Formen des Dativus Pluralis, dessen Casussuffix *-σι* ist, *πόλι-σι*, wie es ja im Ionischen auch heißt, und **πήχv-σι*. Die Formen *πόλε-σι* und *πήχε-σι* beruhen auf Neubildung durch stoffliche Ausgleichung. Im Genitiv Pluralis stehen *πόλεων* und *πήχεων* für **πολεj-ων*, **πήχεj-ων*, bergen somit latent das stammhafte alte *-i-*, *-v-* als später lautgesetzlich zwischen Vocalen ausgefallenes *-j-*, *-j-* (d. i. *v*, deutsches *w*). Von *πόλεων*, *πήχεων* und von anderen Casus der Art, z. B. dem Nom. Plur. *πόλεες*, *πήχεες* in uncontractirter Form, ausgehend schritt der uniformirende Trieb der Sprache zu den Associationsbildungen *πόλε-σι*, *πήχε-σι*, als wenn hier *πόλε-*, *πήχε-*, d. i. *ε*-Stämme, zu Grunde lägen.

Die Adjectiva *εὔνοος* und *χρυσοῦς* nebst ihres Gleichen sind

unregelmäßig in Hinsicht auf ihre Betonung. Man sollte sie decliniren:

Sing. Nom. *εὔνοος* aus *εὔνοος*,
 Gen. **εὔνοῦ* aus *εὔνόου*,
 Dat. **εὔνοῳ* aus *εὔνόῳ*,
 Accus. *εὔνον* aus *εὔνοον* u. s. w.;

ferner

Sing. Nom. **χρύσοος* aus *χρύσεος*,
 Gen. *χρυσσοῦ* aus *χρυσέου*,
 Dat. *χρυσσοῦ* aus *χρυσέῳ*,
 Accus. **χρύσον* aus *χρύσειον* u. s. w.;

Es heißt aber bekanntlich bei ersterem *εὔνοος*, *εὔνου*, *εὔνοῳ* u. s. w. mit durchgehendem Accent auf der ersten Silbe; umgekehrt bei letzterem *χρυσσοῦς*, *χρυσσοῦ*, *χρυσσοῦ* u. s. w., ständig auf der Schlußsilbe der contrahirten Formen accentuirt. Auch das ist stoffliche Ausgleichung. Bei *εὔνοος* geben die gesetzmäßig auf der ersten Silbe betonten Casus Nominativ und Accusativ des Singulars und Nominativ des Plurals den Ausschlag; bei *χρυσσοῦς* weichen umgekehrt eben diese Casus dem verführerischen Muster der übrigen und ihrer Accentuation.

Auf dem Gebiete des griechischen Verbums wird zu einigen Präsensia mit *ε* als Wurzelvocal das starke Perfect durch den Ablaut *ο* gebildet, wie *τέτροφα*, *κέκλωφα*, *δέδορφα* zu *τρέφω*, *κλέπτω*, *δέχομαι*; bei anderen wie *πέπλεχα*, *βέβλεφα* bleibt, wie man sich mechanisch ausdrückt, das *ε* von *πλέκω*, *βλέπω* bestehen. In Wahrheit aber und sprachhistorisch kann hier von einem Bestehenbleiben nicht die Rede sein. Die vergleichende Sprachwissenschaft stellt fest, daß nur die erstere Weise, die der Perfectbildung mit *ο*-Ablaut, vom Griechischen aus dem indogermanischen Muttererbe herübergenommen ward. Die Perfecta

πέπλεχα, βέβλεφα empfangen den *ε*-Vocal durch einen jüngern und speziell griechischen Sprachbildungsakt; er ward ihnen von den Präsentiis zum Zweck der stofflichen Ausgleichung aufgedrungen, denn eine functionelle Bedeutung hat die griechische Sprache dem Verbalablaut nicht beizulegen gewußt, wie die germanische.

Soweit glaube ich nun meinen Lesern hinreichend an Beispielen klar gemacht zu haben, was man unter Umgestaltung der Sprachformen durch Association mit stofflicher Ausgleichung zu verstehen hat. Mögen sie mir nun gestatten, ein ähnliches Bild von der Association mit formaler Ausgleichung zu entwerfen.

Zu den Associationsbildungen durch formale Ausgleichung gehört vor allem das in allen Sprachen sehr bedeutende Heer der sogenannten Metaplasmen, Heteroklisien u. dergl. Sobald ein Nomen theilweise oder ganz in eine andere Declination, ein Verbum in eine andere Conjugation als die ihm ursprünglich eigene übertritt, haben wir es mit dieser Art der Analogiebildung zu thun. Durch den Sprachgebrauch fügt es sich so, daß einige durch Zahl oder Häufigkeit der Beispiele geläufige und für die Unterscheidung der einzelnen Formen oder Ableitungen charakteristische Bildungsweisen allmählich die Oberhand über andere in der genannten Hinsicht weniger begünstigte ihres Gleichen gewinnen. Jene ersteren, als die die Sprache überwiegend beherrschenden großen Systeme ziehen alsdann das Uebrige in ihren Bann und gestalten das ursprünglich Heterogene durch die Macht der Analogie nach und nach zu ihnen Gleichformigem.

Im Hochdeutschen brachte es die lautgesetzliche Entwicklung der Sprache mit sich, daß im Genitiv des Singulars von masculinen Substantiven nur die ursprünglichen *a*-Stämme, Wörter wie *tag*, *fisch*, *wolf*, eine deutliche Endung, *-es* oder *-s*, reteten. Ehemalige nicht *a*-Stämme hatten durch das Wirken der

Auslautsgesetze ihre Casusendung im Genitiv Singularis einzubüßen, und so sind noch im Mittelhochdeutschen die Genitive Singularis von vater, bruoder, alten r-Stämmen, (= lat. patr-, fratr-, griech. πατρ-), als des vater, des bruoder anzutreffen. Mit diesen Formen ohne -s hat man allein die griechische Bildungsweise von πατρ-ός zu identificiren; denn früheres auslautendes -s war in der germanischen Sprachentwicklung, zu welcher unser Hochdeutsch gehört, lautgesetzmäßig abgefallen; das -s von tages, fisches, wolfes war nicht ein ursprünglich auslautendes, sondern dahinter stand noch eine Silbe, welche der Abfall betroffen hat. Durch ihre Rettung einer Casusendung -es, -s aber wird die Kategorie der a-Stämme hinsichtlich der Genitiv-Singularis-Bildung hinfort die maßgebende; durch formale Ausglei- chung mit ihr entstehen auch bei vater, bruoder die jüngeren Genitivformen vaters, bruoders.

Hinwiederum in einem anderen Punkte, betreffs der Bildung des Plurals, sind es nicht die a-Stämme, welche im Hochdeutschen die gemeine Analogie der Masculina begründen, sondern vielmehr die i-Stämme. Es sind Wörter wie gast, balg, ursprüngliche i-Stämme gasti- (= lat. hosti- „Fremdling“), balgi-, deren Plural in der Form gäste, bälge an dem Umlaut, der Wirkung eines ehemals in der Schlußsilbe enthaltenen i-Lautes, ein Characteristicum der Pluralbildung gewinnen. Um diesen formalen Vortheil auch zu erlangen, entschließen sich die meisten a-Stämme auch zur Annahme der Umlautsform im Plural; daher nunmehr auch wölfe, vögel, äcker, nägel von den ursprünglichen a-Stämmen wolfa-, fogla-, akra- (griech. = ἄγρό-, lat. agro-), nagla- gesagt wird. Mittelhochdeutsch hieß es noch ohne den Umlaut z. B. die vogele, nagele. Im Neuhochdeutschen stehen die wenigen sich der allgemeinen formalen Ausglei- chung entziehenden umlautslos gebliebenen Plurale wie tage, arme, hunde nunmehr als Ueberreste, die für die sonst verschwundene

alte Verschiedenheit der Stammklassen bis auf diesen Tag zeugen, und vom heutigen Standpunkte als Ausnahmen von der Regel da.

Zwischen sogenannter starker und schwacher oder *n*-Declination findet auch mannigfache formale Ausgleichung in den neueren Phasen des Germanischen statt. Die Entscheidung im Kampfe zwischen beiden Bildungsweisen pflegt noch immerfort sehr verschieden auszufallen. Wir dekliniren heute *der hahn, des hahns* gegenüber älterer und noch heute nicht ausgestorbener Weise *der hahn, des hahnen*. Ebenso siegt in noch vielen anderen Fällen die starke Declination über die schwache, z. B. auch bei *schwan, mond, stern, herzog, auge*, deren alte Singulargenitive *schwanen, monden, sternem, herzogen, augen* den Neubildungen *schwanes u. s. f. gewichen* sind. Umgekehrt gewinnt aber die schwache Declination der starken einen Theil ihres ererbten Terrains ab, wenn die Association durch formale Ausgleichung z. B. die neuen Bildungsweisen *der hirte: des hirten, der rabe: des raben* anstatt der früheren *hirte: hirtes, raben: rabens* herbeiführt.

Die Wortcomposition vermag häufiger die sonst verdrängten alten Casusformen zu wahren und thut dies z. B. bei *schwanengesang, monden-schein* u. a. Aber nicht weniger ist die Wortzusammensetzung andererseits auch ein Feld, auf dem sich die associative Neubildung noch weiter vorwagt als sonst. Es findet sogar die sonst vermiedene formale Ausgleichung zwischen masculin-neutraler und femininer Declination statt, wenn wir im Compositum *liebes-gram* und *geburts-tag*, ferner regelmäßig bei allen Femininen auf *-ung* und *-schaft*, *regierungs-rath*, *gesellschafts-local* mit dem von den Masculinen und Neutren kommenden Genitiv-s sprechen.

In der germanischen Conjugation halten sich ebenfalls noch heute die zwei großen Klassen der sogenannten starken oder primären und der schwachen oder abgeleiteten Verba einander die

Wage im Kampfe ums Dasein, wenn auch, wie bekannt, im Allgemeinen das Zünglein bei der formalen Ausgleichung sich zu Gunsten der schwachen Verbalbildung zu neigen begonnen hat. Die schwache Verbalbildung hat wohl Siege und Eroberungen wie die Präterita bellte, glimmte, mahlte, backte an Stelle der veralteten boll, glomm, muhl, buk (das Particip Präteriti der letzteren beiden auch jetzt noch stets stark gemahlen, gebacken) zu verzeichnen. Es sind ferner schwach geworden: hehlte, verhehlt anstatt der früheren hal, verholn (vergl. noch das Adjectiv unverhohlen), desgleichen beneidete, beneidet, wofür ehemals benitten galt. Aber es sind dagegen umgekehrt auch früher schwache Verba durch die formale Ausgleichung zu starken geworden; ich frug kommt auf neben dem älteren ich fragte (aber im Particip noch stets schwach gefragt), ich pries, gepriesen hat älteres ich preiste, gepreist schon völlig verdrängt. Die Schriftsprache setzt, wie die angeführten Beispiele buk und backte, fragte und frug darthun, nicht immer sogleich einen festen Damm gegen das Schwanken des Sprachgebrauches zwischen alter Form und auf formaler Ausgleichung beruhender Neuschöpfung. Aber wie außerhalb der Schrift- und Literatursprache die Ausgleichungsversuche noch ungleich häufiger angetroffen werden, das zeigen einmal Bildungen der Volksdialekte, wie die hier zu Lande im Pfälzischen üblichen Participien gelidde, bedidde statt geläutet, bedeutet (vom Infinitiv pfälz. laide, bedaide, wie schraiwe, paife, graife u. a. klingend), genosse statt geniesst und viele andere mehr, das beweist ferner das Zeugniß von Bildungen des scherzenden Volksmundes, wie geschonken, gemorken, gewunken, geschumpfen anstatt geschenkt, gemerkt, gewinkt, geschimpft, dafür kann endlich auch an die Eigenthümlichkeit der Sprechweise der Kinder erinnert werden, von denen viele geradezu alle starken Verba schwach flectieren und z. B. ich esste, trinkte sagen. Alles dies

sind momentan noch Sprachfehler und manche der Formen werden es voraussichtlich immerdar auch bleiben, und der Sprachmeisternde Purist pflegt gemeiniglich derartige Dinge als Sprachfrüchte der Verirrung nicht wenig zu perhorresciren. Aber die historische Sprachwissenschaft weist auch diesen Gebilden des unbewußten, nicht reflectirenden volksthümlichen Sprechens und Sprachschöpfens ihre gute Berechtigung zu, indem sie den des historischen Sinnes baaren Sprachreiner belehrt, daß sehr viele, ja die allermeisten unserer jetzt schriftgemäß gewordenen Formen anfänglich auch nichts anderes waren, als eben solche Sprachfehler und Verirrungen des ausgleichenden psychologischen Triebes, bis sie der alles heiligende Usus Tyrannus auf eine höhere Rangstufe des Daseins erhob.

Versuche der formalen Ausgleihung zwischen den beiden großen Kategorien der starken und der schwachen Verba macht unsere Sprache auch täglich bei der Imperativbildung. Man sagt bekanntlich im Imperativ heutzutage gleich sprachrichtig bleib und bleibe, fahr und fahre, ferner folge und folg, lerne und lern. Woher hier die Doppelformen? Den starken Verben kamen von Hause aus die Formen ohne schließendes e, den schwachen aber umgekehrt die mit e zu. Also sind bleib, fahr einerseits und folge, lerne andererseits das echte Alte. Gegenseitige Associationsbildung ruft als jüngere Formen bleibe und fahre dort, umgekehrt folg, lern auf dieser Seite in's Leben.

Die romanischen Sprachen haben bei ihrer Conjugation einer Participbildung weite Ausdehnung gegeben, welche im Lateinischen nur erst in spärlichen Anfängen sich vertreten zeigt. Die zu den Präsens und Perfecten *acuo acui, minuo minui, tribuo tribui* und wenigen anderen gehörigen Participien auf *-utus, acutus, minutus, tributus*, sind die Muster geworden für eine große Menge von Neubildungen; ihren Ausgang treffen

wir in der Form italien. -uto, französ. -u geradezu als die Regel an bei fast allen Verben vornehmlich der lateinischen zweiten und dritten Conjugation im Romanischen. So bei ital. tenuto, franz. tenu „gehalten“; ital. venuto, franz. venu „gekommen“; ital. dovuto, franz. du „gemußt“; ital. veduto, franz. vu „gesehen“; ital. avuto, franz. eu „gehabt“; ital. voluto, franz. voulu „gewollt“; ital. paruto, franz. paru „geschienen“; ital. venduto, franz. vendu „verkauft“; ital. perduto, franz. perdu „verloren“; ital. ricevuto, franz. reçu „erhalten“; ital. vissuto, franz. vécu „gelebt“; ferner franz. rompu „gebrochen“; vaincu „gesiegt“, couru „gelaufen“ u. s. w. Um es gut erklären zu können, wie sich diese Formation von so geringem Ursprunge aus so ungeheuer ausbreitete, hat man wohl die Annahme einer Mittelstation zu machen: ich denke, daß sich nach Maßgabe des Verhältnisses bei den wenigen lateinischen Musterbildungen acutus neben acui, minutus neben minui, tributus neben tribui das -utus im Vulgärlateinischen zunächst überall da einfand, wo das Perfectum auf -ui vorhanden war. So führten also hauptsächlich die Perfecta wie tenui, debui, habui, recipui, volui, parui die Verba tenere, debere u. s. w. zu den neuen Participien vulgärlateinisch tenutus, debutus, habutus, reciputus, volutus, parutus. An solcher Staffel kam dann das -utus leicht weiter empor, so daß es nachgerade auch bei fehlendem Perfect auf -ui in Anwendung kam, beispielsweise bei venutus neben dem Perfect veni, bei vixutus (ital. vissuto, franz. vécu) neben vixi, bei vendutus neben vendidi. Die alten lateinischen Participien haben sich vor diesem Wuchern des -utus zum Theil, so weit sie nicht ganz ausstarben, abseits in einen Winkel zurückgezogen, d. h. sind in nicht mehr als Participien gefühlten Nominalbildungen erstarrt; z. B. ital. detta, franz. dette ♂. „Geldschuld“ ist = lat. debita (nämlich pecunia), ital. vendita, franz. vente ♂. „Verkauf“ = lat. vendita.

In dem griechischen grammatischen Unterrichte verfehlt wohl kein Lehrer, den Schüler auch schon in der Quarta auf den Charakter der Formen *Σωκράτην*, *Ἀημοσθένην* als Metaplasmen aufmerksam zu machen. Aber der Lehrer könnte und sollte meines Erachtens weitergehen in dem zweckbewußten Verfahren, dem Schüler für die Existenz von metaplastischen Formen, d. i. eben das Walten der Analogiebildung in der Sprache, die Augen zu öffnen. So könnte z. B. durchaus ersprießlich die Bildung des Genitiv Singularis der Masculina wie *νεανίας*, *πολίτης* anders als es meist geschieht, wenn es überhaupt geschieht, verständlich gemacht werden: *νεανίου*, *πολίτου* sind nicht etwa aus *νεανίαιο*, *πολίταο*, von den *ā*-Stämmen *νεανιά-*, *πολίτᾱ-* plus der Genitivendung *-ο*, entstanden, denn aus *αο* wird nach attischen Contractionsgesetzen bekanntlich *εω*, nicht *ου*. Aber das *-ου* von *νεανίου*, *πολίτου* ist eine Formübertragung von dem gleichen Casus der sogenannten zweiten Declination, der der *ο*-Stämme, von *ἵππου* aus *ἵππο-ο*; *οο* wird ja regelrecht im Attischen zu *ου* contrahirt.

Einem denkenden Schüler ist es, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, wohl ein Bedürfnis zu wissen, warum im Griechischen *λέων λέοντ-ος*, aber im Lateinischen *leo leōnis* und nicht *leontis* declinirt wird. Einem solchen sage der Lehrer, daß die *n*-Declination des Lateinischen die ältere sei, die *nt*-Declination des Griechischen die jüngere, unursprünglichere. Mit dem Lateinischen harmonirt ja hier das Germanische, ahd. *lewo*, Gen. *lewin* = nhd. *löwe*, Gen. *löwen*; überdies weist das Griechische selbst mit dem aus *λέων* movirten (abgeleiteten) Feminin *λέαινα* „Löwin“ auf die ursprüngliche Abwesenheit des *τ* im Stamme von *λέων* hin, denn *λέαινα* ist aus einem masculinen *n*-Stamme abgeleitet in derselben Weise, wie *τέκταινα* von *τέκτων τέκτων-ος* kommt. Die Declination *λέοντ-ος*, *λέοντ-ι* u. s. w. kann nur entstanden sein, in dem der Nominativ

Singularis, der im Griechischen bei *n*- und *nt*-Stämmen in dem gemeinsamen Ausgang *-ων* zusammenfiel, dem Nomen Veranlassung zur Heteroklise, zum Ausweichen in die Flexion der Participia Präsens auf *-ων* und der Wörter wie *γέρον* gab. Also auch in *λέων* und seiner Declination gewahren wir einen Versuch der formalen Ausglei chung: die Sprache macht den Beginn, die Zweiseitigkeit von *n*- und *nt*-Declination aufzuheben und Alleinherrschaft der Norm des *nt*-Paradigmas einzuführen.

Auf dem Gebiete des griechischen Verbums Beispiele von Associationsbildungen, welche die Tendenz der formalen Ausglei chung bekunden, in großer Menge vorzuführen, würde mir nicht schwer fallen. Ich begnüge mich mit dem Hinweis auf das Eine, wie die beiden großen von Alters her neben einander hergehenden Systeme der Verba auf *-ω* und auf *-μι* sich fortwährend gegenseitig zu beeinflussen suchen. Das Muster von *λίω* und Genossen bewirkt in der anderen Gruppe die analogischen Neubildungen wie *δεικνύω* neben älterem *δείκνυμι*. Wie umgekehrt der Sieg und die Alleinherrschaft auch zu Gunsten der Formen auf *-μι* ausfallen kann, zeigen besonders die äolischen Gestaltungen der sogenannten Verba contracta, die für *φιλέω*, *δοκιμῶω* äolisch erscheinenden Formen *φίλημι*, *δοκιμῶμι*; an dem Charakter dieser als so beschaffener Neubildungen zweifeln heute nur noch wenige Sprachforscher, von den die echte historische Methode befolgenden kein einziger.

Mächtig zeigt sich der Trieb der formalen Ausglei chung auch auf dem Gebiete der griechischen Wortbildung im weiteren Sinne. Wie der Deutsche bei *liebes-gram*, *geburts-tag* nach dem oben Gesagten Feminina an der ersten Stelle der Wortcomposition in der Weise von Masculinen behandelt, so zeigt auch die griechische Sprache eine weitgehende Nivellirungstendenz bei der Gestaltung des ersten Gliedes nominaler Composita. Sehr selten sind Composita mit Femininen der ersten Declination,

welche wie *βουλη-φόρος*, *πυλη-δόκος* den Stamm des ersten Gliedes in seiner richtigen Form aufnehmen. Sonst fügen sich solche Feminina fast durchweg der Analogie der masculinen oder neutralen Stämme auf *-ο-*, so daß *τιμο-κρατία*, obgleich von *τιμή* kommend, denselben „Compositions-vocal“ *-ο-* aufweist, den *ἀριστο-κρατία* von *ἀριστο-ς* seiner eigenen Natur gemäß, „organisch“, wie man nach früherem Brauche sich ausdrückte, besitzt. Auch consonantische Stämme bekleiden sich in der Composition mit demselben *-ο-* der *ο-* Stämme, daher *παιδο-τριβης*, *πατρο-κτόνος*, *μητρο-κτόνος*, trotzdem daß die einfachen Nomina nicht *ὁ παιδό-ς*, *ὁ πατρό-ς* und noch weniger *ἡ μητρό-ς* nach der zweiten Declination lauten.

Für die Composition und Wortbildung mit Zahlwörtern sind es im Griechischen einzig die drei auf *-α* auslautenden Cardinalia *ἑπτά*, *ἐννέα*, *δέκα*, deren Form die Richtschnur für die übrigen abzugeben pflegt: neben den auch vorhandenen und nach Grammatikerbegriffen einzig regelrechten *πεντέ-πους* und *ὀκτώ-πους* besitzt die Sprache *πεντά-πους*, *ὀκτά-πους*, denen das *α* in der Compositions-fuge nur durch die Analogie von *ἑπτά-πους*, *δεκά-πους* aufgedrungen ist. Ebenso beruht die durchgehende Endung *-άκις* der Multiplicativa *πεντάκις* „fünfmal“, *ἑξάκις* „sechsmal“, *ὀκτάκις* „achtmal“ u. s. w., *πολλάκις* „vielmals, oft“ einzig auf der Verallgemeinerung des Ausgangs von *ἑπτάκις*, *ἐνάκις*, *δεκάκις*, denn die eigentliche Form des Zahladverbialsuffixes war, wie die Sprachvergleichung darzuthun vermag, *-κις* und nicht von Hause aus *-άκις*.

So viel über formale Ausgleichung als das wesentliche der zweiten Hauptart der sprachlichen Affociationsbildungen nach unserer Eintheilung.

Es kann, wie leicht zu zeigen ist, praktisch der Fall eintreten, daß die stoffliche und die formale Ausgleichung sich als einander

entgegen wirkende Triebe erweisen. So führt, um nur ein Beispiel zu nehmen, die formale Ausgleichung eine stoffliche Verschiedenheit herbei in einem solchen Falle wie bei der Pluralbildung durch Umlaut im Hochdeutschen: indem wölfe, nägel formal mit dem Plural von alten i- Stämmen wie gäste, bälge ausgeglichen das ö, ä als Wurzelvocal bekommen, entfernen sie sich stofflich von ihren Singularformen wolf, nagel. Ebenfalls das Streben nach einem umgelauteten Plural hat im Pfälzer Dialekt an einem eigenthümlichen Mißverständniß des Plurals die fisch „pisces“ seinen Anknüpfungspunkt gefunden: aus dem Plural die fisch, den er mit die bisch, die fischs, den Pluralen zu der busch, der fuchs in der Aussprache der Pfalz, auf eine Linie stellte, hat sich der Pfälzer den Singular der fusch gebildet, stoffliche Verschiedenheit auch hier bei der formalen Ausgleichung gewinnend.

Aber es kann auch — und das ist für uns hier wichtiger festzustellen — sich ereignen, daß beide Factoren einmüthig mit einander zu demselben Ziele hinwirken. Darnach entsteht eine dritte Hauptart der Associationsbildungen, die der auf stofflich-formaler Ausgleichung beruhenden.

Bedeutend mehr der germanischen schwachen Verba bildeten vordem und noch im Mittelhochdeutschen ihr Präteritum durch den sogenannten Rückumlaut, d. i. in der Weise wie brannte von brennen, kannte von kennen, sandte von senden u. a. noch heut in Gebrauch sind. Ehemals hieß es z. B. auch stallte von stellen, satzte von setzen, sankte von senken, hankte von henken, schankte von schenken, hörte von hören. Wenn nun dafür in heutiger Sprache die Formen stellte, setzte, senkte u. s. w. eingetreten sind, so läßt sich schwer sagen: hat hier die Analogie des Präsens und seiner Form gewirkt oder ist das Verhältniß bei anderen schwachen Verben, welche von Anfang an Präsens und Präteritum nicht durch die Wurzelvocalisation

unterschieden, wie sagen sagte, lieben liebte u. ähnl., maßgebend geworden? Im ersteren Falle würde stoffliche Ausgleichung, im letzteren formale vorliegen. Das Richtige wird aber sein, daß beide Ursachen im Verein zu derselben Wirkung geführt haben. Dieselbe stofflich-formale Ausgleichung schafft sogar mitunter aus einem einzigen Verbum in der Folge deren zwei: aus bestellen mit dem alten Präteritum bestellte und dem Particip bestallt entwickelt sich auf dem beschriebenen Wege einerseits bestellen bestellte bestellt, andererseits, indem der Vocal des Präteritums sich verallgemeinert, bestallen bestallte bestallt. Unser mich dünkt als Präsens gehörte anfänglich mit mich däuchte als Präteritum, eigentlich einem potentialen Optativ (d. i. Coniunctiv der milderen oder zweifelnden Aussage in der Art von ich möchte, dürfte u. a.), zu einem Systeme zusammen. Jetzt können wir zu mich dünkt ein mich dünkte als neues Präteritum, umgekehrt zu mich däuchte ein mich däucht als junges Präsens neuesten Gepräges circuliren lassen, und nicht einmal die verschieden entwickelte Bedeutung, wie sie wenigstens bei bestellen und bestallen wahrgenommen wird, braucht sich hier zu zeigen.

Wenn wir oben S. 29 f. das französische *aimons, aimez, aimer* durch stoffliche Ausgleichung des alten *amons, amez, amer* mit den Formen *aim, aimes, aime, aiment* entstehen ließen, so muß hinzugefügt werden, daß auch hier formale Ausgleichung mit im Spiele sein kann. Da bei manchen Verben, z. B. bei *porter*, eine Verschiedenheit der Stammform durch die verschiedene Betonung der einzelnen Formen nicht entstand, so kann das Vorbild dieser die Uniformirung des Paradigmas von *aimer, lever* mit befördert haben.

Im Griechischen lauteten, wie die Sprachvergleichung ermittelt, der Accusativ Singularis und der Nominativ Pluralis des Hundenamens vorhistorisch einmal nicht *κῑν-α, κῑν-ες*, sondern **κυον-α, *κυον-ες* von derselben Stammform, welche der

Nominativ $\acute{\alpha}\nu\omega\nu$ und der Vocativ $\acute{\alpha}\nu\omega$ immerfort wahrten. Zudem nun in jenen zwei Casus die Formen $\acute{\alpha}\nu\alpha$, $\acute{\alpha}\nu\epsilon\varsigma$, sicher griechische Neubildungen, eintraten, kann einmal die Analogie der Stammform in den Casus Genitiv Sing. $\acute{\alpha}\nu\omega\varsigma$, Dativ Sing. $\acute{\alpha}\nu\iota$, Genitiv Plur. $\acute{\alpha}\nu\omega\omega\nu$, welche von jeher nur $\acute{\alpha}\nu\omega$ war, gewirkt haben; dann haben wir es natürlich mit stofflicher Ausgleichung zu thun. Es ist aber auch nicht ausgeschlossen, die Beeinflussung durch das Paradigma anderer Nomina, welche bereits früher nicht oder nicht mehr einen Unterschied starker (lautlich ungeschwächter) und schwacher (lautlich geschwächter) Stammform⁵⁾ machten, anzunehmen: wenn etwa bei $\pi\omega\upsilon\varsigma$ schon früher gleichmäßig $\pi\omega\delta$ - in allen Casus zu Grunde lag, so vermochte auch das ein Antrieb für das Paradigma von $\acute{\alpha}\nu\omega$ zu sein, sich einformiger hinsichtlich der Stammform zu gestalten. Solche Wirkung aber der Declination von $\pi\omega\upsilon\varsigma$ oder überhaupt anderer Nomina auf die von $\acute{\alpha}\nu\omega$ ist unter den Fällen der formalen Ausgleichung zu registriren.

Es leuchtet auf Grund dieser Beispiele wohl sofort ein, daß die Fälle der vereinten stofflichen und formalen Ausgleichung von vorn herein immer einen ganz bestimmten oder richtiger ganz leicht zu bestimmenden Charakter tragen. Es liegt die Sache allemal so, daß ein bei einem Formensysteme vorhandenes Verhältniß der stofflichen Gleichheit durch seine Analogie zurückwirkt auf ein anderes nebenliegendes Formensystem mit bis dahin bestehender stofflicher Ungleichheit. Die der Kategorie der stofflich-formalen Ausgleichungen zufallende oder mit Sicherheit zuzuweisende Zahl von Spracherscheinungen wird selten eine sehr große sein im Verhältniß zu den Fällen der durch stoffliche oder durch formale Ausgleichung allein sich vollziehenden Associationsbildungen.

Innerhalb des Bereiches der Hauptarten der Associationswirkung wird man weiterhin Untergruppen statuiren können.

Eine solche mögliche Unterabtheilung ist, um nur diese zu erwähnen, die in partielle und totale Ausgleichung. Sämmtliche bisher angeführten Beispiele waren Fälle der totalen Ausgleichung: die nachgebildete Form machte sich in dem Punkte der Nach- oder Neubildung ganz und völlig der als ihr Muster fungirenden gleich. Ich erwähne, um das Bild zu vervollständigen, darum noch einen Fall der partiellen Ausgleichung.

Als ein Beispiel der partiellen formalen Ausgleichung diene Folgendes. In griechischen Grammatiken, selbst solchen, welche eine wissenschaftliche Haltung anstreben, wird noch heute unbedenklich gelehrt, die Contractionsregeln, daß *εα* attisch *η*, und *οα* attisch *ω* (wie in **αἰδóa αἰδῶ* u. a.) werde, erleide eine Ausnahme im Neutrum Pluralis solcher Adjectiva wie *χρύσεος χρυσοῦς*, *ἀπλόος ἀπλοῦς*. Da soll also gegen die Regel *χρύσεα* zu *χρυσᾶ* anstatt zu **χρυσῆ*, *ἀπλόα* zu *ἀπλᾶ* anstatt zu **ἀπλῶ* geworden sein. Das Richtige ist vielmehr einzig dies, was man auch dem Schüler nicht verhehlen sollte: jene zwei Lautgesetze haben hier nicht die mindeste Inhibirung erfahren, aber es hat sich anstatt des Productes derselben in *χρυσᾶ*, *ἀπλᾶ* der Ausgang *-α* eingedrängt nach der Analogie aller übrigen Nomina im Nominativ-Accusativ Plur.; nur das *-α* als Endung schien dem Sprachgefühl für das Neutrum Plur. ein genügendes Characteristicum zu sein. Aber ein Unterschied des *-α* in *χρυσᾶ*, *ἀπλᾶ* von dem in *καλά*, *ἀγαθά* u. s. w. besteht ja doch: dort ist das *-α* lang, hier nicht. Dies nun rührt eben daher, daß es bei der Ausgleichung der schließenden Silbe mit *-η*, *-ω* in den lautgesetzlich entstandenen verschollenen Formen **χρυσῆ*, **ἀπλῶ* wenigstens ihre Quantität geltend zu machen gelang. Bewahrte Quantität neben veränderter Qualität bezeichnen hier die formale Ausgleichung dem Grade nach als eine partielle.

Die vorhergehenden Versuche, eine systematische Anordnung

der auf psychologischem Wege erfolgenden sprachlichen Neubildungen zu skizzieren, hatten den Zweck, wenigstens die Möglichkeit einer solchen zu zeigen. Sie sind trotz ihrer Unvollständigkeit hoffentlich doch geeignet, erkennen zu lassen, wie die Methode der Erforschung der Analogiewirkungen keineswegs auf ein bloßes planloses Rathen und Umbertasten hinausläuft. Ist erst einmal auf exactem Wege festgestellt, daß eine Sprachform der die Sprache beherrschenden Lautgesetze wegen eine Analogie- oder Associationsbildung sein muß — und diese Feststellung muß immerdar vorhergehen —, so wird sich in den allermeisten Fällen dem Forscher das Weitere unmittelbar von selbst ergeben, d. h. es wird eines langen Suchens für ihn sehr selten bedürfen, nach welchem Muster oder welchen Mustern die Analogiebildung sich vollzogen habe.

Ich gestatte mir zum Schlusse dieser Untersuchung noch einige zusammenfassende Worte von allgemeinerer Tendenz.

Zur Empfehlung der in diesem Vortrage geschilderten methodischen Grundsätze der von anderen und mir vertretenen sprachwissenschaftlichen Richtung darf zunächst ohne Ueberhebung gesagt werden: das Vertrauen zu der absoluten Gesetzmäßigkeit der Lautbewegung, wie es unser erster Grundsatz ausspricht, ist es, wodurch die Sprachwissenschaft der naturwissenschaftlichen Evidenz nahe kommt, und wodurch sie in Bezug auf Sicherheit ihrer Resultate allen anderen historischen Wissenschaften so sehr überlegen ist.

Es darf ferner gesagt werden, daß eine allseits richtige Abgrenzung des Antheils der Leibes- und der Seelenorgane an dem sprachlichen Formenbestande und dessen Entwicklung, diese Abgrenzung, die wir ja vorzugsweise erstreben, immer eins der ergiebigsten, ja vor der Hand wohl das am nothwendigsten in Anwendung zu bringende Mittel ist, um die schon so vielfach verhandelte Frage nach dem Wesen der Sprachwissenschaft ihrer Lösung beträchtlich näher zu führen. Die bekannte Frage meine

ich, ob die Sprachwissenschaft zu den Natur- oder Geisteswissenschaften gehört, oder, wie sie wohl richtiger gestellt wird, inwiefern die Wissenschaft von der Sprache Naturwissenschaft, inwiefern sie andererseits Geisteswissenschaft ist. Denn daß sie zum guten Theile eben beides zugleich ist, das fängt ja wohl gerade durch die Resultate der Leute von der „junggrammatischen“ Richtung (wie man uns getauft hat) an, am trefflichsten dargethan zu werden.

Endlich habe ich noch den einen ganz besonderen Wunsch, daß mir folgende Absicht gleichsam nebenbei bei meinen vorangehenden Darlegungen zu erreichen gelungen sein möchte.

Stricteste Befolgung der sprachlichen Lautgesetze und planmäßige Handhabung des Analogieprincips, diese beiden obersten methodischen Grundsätze der modernen Sprachwissenschaft, scheinen mir zwei Dinge zu sein, welche bei nicht wenigen Gelegenheiten auch die Praxis des grammatischen Sprachunterrichts auf den Gymnasien und höheren Schulen ganz wohl gebrauchen könnte. Ich hoffe mich nicht zu täuschen, wenn ich voraussetze, daß mehrere meiner zur Illustration der theoretischen Behauptungen gebrauchten Beispiele darnach angethan sind, anschaulich zu machen, wie auch der praktische Schulmann besonders beim griechischen Unterrichte vielfach in der Schule die schönste Gelegenheit habe, echte sprachwissenschaftliche Methode zu üben, selbst ohne ein eigentlicher Sprachvergleich zu sein und in Sprachvergleicherei am ungeeigneten Orte zu extravagiren. Bei dem Darlegen der einzelsprachlichen Lautgesetze und beim Verfolgen der Analogiewirkungen in der sprachlichen Formenbildung braucht man ja sehr häufig über den Rahmen der historischen Entwicklung der Einzelsprache gar nicht hinauszugreifen.

Wenn im Uebrigen meine Worte etwas dazu beitragen könnten, in weiteren Kreisen der Gebildeten die wohlwollende Zuneigung zur Sprachwissenschaft und sprachwissenschaftlichen Methode zu

vermehrten, so würde ich darin den schönsten Lohn finden für mein — ich weiß nicht ob immer gelungenes — Bemühen, unter einer großen Menge von Material eine geeignete Auswahl zu treffen, um vermittelst desselben dem Laien einen genügenden Einblick in fachwissenschaftliche Principienfragen zu gewähren und ihn wo möglich sogar zu einem Urtheil in denselben zu befähigen.

Anmerkungen.

1) Mit einem * bezeichnet man nach allgemeinem sprachwissenschaftlichen Brauche erschlossene Formen, solche, die nicht historisch belegt sind, sondern nur gemuthmaßt oder aus irgend welchen Gründen vorausgesetzt werden.

2) Die Eintheilung der Analogiebildungen in die zwei Kategorien der „stofflichen“ und der „formalen“ Ausgleichung hat zu ihrem Urheber Paul in dessen Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Liter. VI 7. ff.

3) Vergl. Diez, Gramm. d. roman. Spr. I⁴ 150, 173, 177.

4) Des Diez'schen Gramm. d. rom. Spr. II⁴. 157 fragend aufgestellten lat. *deire bedarf es somit gar nicht, um ital. giro, ebenso wenig des altlateinischen Imperfects *ibam* statt *iēbam*, um ital. *iva* neben *giva* zu erklären.

5) Zur Veranschaulichung des Unterschiedes von starker und schwacher Stammform ist am lehrreichsten im Griechischen die Declination der Wörter wie *πατήρ*: der Genitiv *πατρ-ός*, der Dativ *πατρ-ι* sind von der schwachen Stammform *πατρ-*, der Accusativ *πατέρ-α* aber und der Pluralnominativ *πατέρ-ες* von der starken Stammform *πατέρ-* gebildet.